

Kapitel 1

Wind der Veränderung

Es war der dritte Tag in Folge, dass mich meine Füße durch die Irrwege des Bunkers trugen. Vorgestern hatte ich den Termin bei Flynn, gestern war ich wegen des Protokolls hier. Heute dachte ich, ich würde meine Ruhe vor dem Labor haben, bis mich der Anruf der Professorin erreichte. So war das zu Beginn des Jobs definitiv nicht gedacht gewesen. Würde Bridget davon wissen, könnte ich mir wieder einen Vortrag anhören. Zum Glück hatte sie nicht den leisesten Schimmer.

Der Aufzug stoppte in Sektor 6, Abschnitt K und entließ mich in den Bereich mit den Büroräumen. Vor der Tür angekommen, klopfte ich und wartete, bis mich die Professorin hereinbat.

Sie saß am Schreibtisch, hatte den Stuhl in Richtung des heruntergelassenen Bildschirms gedreht und hielt ein Glas Zitronentee in den Händen.

Wüsste ich es nicht besser, ich hätte fast den Eindruck gewonnen, sie beim Schauen eines Films unterbrochen zu haben.

»Da sind Sie ja, Dr. Hayes«, begrüßte sie mich. »Ich freue mich, dass Sie es so kurzfristig geschafft haben.«

Nachdem ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, wurde mein Blick magisch vom Bildschirm angezogen. Ich fand die Bestätigung, dass kein unterhaltsamer Blockbuster lief, sondern die traurigste Realdokumentation aller Zeiten. Die Hauptrolle hatte Flynn, und das Setting war seine Zelle. Er saß vornübergebeugt am Tisch, hielt einen Buntstift in der Hand und hatte ein Blatt Papier und ein aufgeklapptes Buch vor sich liegen. Auch wenn das eigentlich nicht sein konnte, machte es den Anschein, als würde er zeichnen.

Flynn zu sehen, ließ mich augenblicklich spüren, dass ich den letzten Termin nicht verdaut hatte. Ich fürchtete, einen großen Fehler gemacht zu haben. Im Nachhinein wäre es klüger gewesen, ich hätte meinen Zweitnamen für mich behalten. Die fehlende Distanz zu Flynn war seit dem Tod seiner Mutter zu einem schwelenden Problem geworden. Und egal wie sehr ich versuchte, die Distanz wieder zu vergrößern, am Ende des Tages brach sie ein weiteres Stück ein. Das Abschalten der Überwachung hatte alles noch schlimmer gemacht.

So vertrackt mein persönliches Drama auch war, es war nicht der richtige Moment, um mich damit auseinanderzusetzen. Ich zwang mich zu einem Lächeln und nickte der Professorin zur Begrüßung zu. »Nicht der Rede wert, ich hatte noch ein kleines Zeitfenster offen. Warum wollten Sie mich sprechen? Sind Sie mit dem Protokoll nicht zufrieden

gewesen?»

Einladend deutete sie auf den Stuhl gegenüber von sich, sodass ich dort Platz nahm.

»Keine Sorge, Dr. Hayes, Ihr Protokoll war ausführlich und gut – wie immer. Es ist höchst erfreulich, dass Sie Schritt für Schritt bei Flynn vorankommen. Und trotzdem fehlt mir einfach was: Die Dynamik zwischen Ihnen beiden.«

»Zwischen Flynn und mir?»

»Exakt. Ihre Protokolle entsprechen dem fachlichen Standard. Sie sind sachlich, informativ und analytisch. Nur der verbale Austausch geht mir abhanden. Genau das, was Ihre Kommunikation ausgemacht hat.«

»Ich verstehe, was Sie meinen. Glaube ich zumindest. Doch wie soll ich das ändern? Wenn ich jeden Dialog im Wortlaut mitschreiben würde, wäre das äußerst kompliziert.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Das würde die Kommunikation ausbremsen. Deshalb ist mir eine Idee gekommen. Wir haben neulich im Team eine Konferenz darüber abgehalten.«

Eine Konferenz wurde in der Regel nicht wegen einer Kleinigkeit einberufen. Umso neugieriger wurde ich.

»Um welche Idee handelt es sich?»

»Das ist etwas verzwickt. Wir haben Zweifel. Ich würde gerne Ihre Meinung einholen.«

Weil ich nicht wusste, worauf ich mich vorbereiten sollte, wappnete ich mich automatisch für alles. »Nur zu, Professorin«, sagte ich. »Ich bin gespannt.«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, öffnete sie die Schublade ihres Schreibtisches und holte ein weißes Gerät hervor. Es hatte die Größe ihrer Handfläche und die Form eines Würfels.

»Diesen ersten Prototyp haben wir einer Mitarbeiterin zu verdanken«, erklärte sie.

»Auch wenn die Erfindung relativ simpel ist, müssen Sie verstehen, Dr. Hayes, dass wir niemals in der Position waren, so etwas zu benötigen. Hilfsmittel wie diese existieren in unserem Haus nicht. Generell nirgends auf der Welt. Solche Methoden werden im Normalfall nicht angewandt.«

Sie stellte den Würfel auf dem Tisch ab und gab mir die Gelegenheit, ihn genauer zu betrachten. Die Front besaß wie bei einem Lautsprecher unzählige kleine Löcher und auf der oberen Seite gab es ein Bedienfeld mit Touch-Funktion. Es sah ganz gewöhnlich aus.

»Was ist das?»

»Das ist ein Standfunkgerät«, antwortete sie. »Allerdings mit nützlichen Zusatzfunktionen.«

So sehr meine Augen auch danach suchten, die Zusatzfunktionen waren nicht zu erkennen.

»Von außen ist es nicht sichtbar«, sagte sie. »Das ist der Sinn der Sache. Im Inneren befinden sich eine versteckte Kamera und ein Mikrofon.«

Das hatte sie also mit *Methoden* gemeint, die im Normalfall nicht angewandt wurden. Der Würfel diente dem Zweck der heimlichen Überwachung. Das war nicht nur eine rechtliche Grauzone, das war eine rechtliche Schwarzzone. Heimliche Überwachung war weltweit verboten und das Recht auf Privatsphäre im Grundgesetz verankert – zumindest für Frauen. Für das männliche Geschlecht galt das nicht. Aber Männer mussten für gewöhnlich auch nicht heimlich beobachtet werden, sie wurden offen ersichtlich beobachtet.

Stück für Stück setzten sich die Puzzleteile in meinem Kopf zusammen. »Und jetzt wollen Sie, dass ich statt des Funkgeräts den Würfel in Flynns Zelle mitnehme?»

»Das ist die Überlegung.«

»Professorin Sinclair«, sagte ich. »Noch ehe ich die Gittertür geschlossen hätte, würde er merken, dass etwas faul ist.«

Das war nicht das, was sie hören wollte, aber wohl das, mit dem sie gerechnet hatte. »Glauben Sie nicht, Sie könnten ihm das Ding irgendwie unterjubeln? Mit ein bisschen Geschick?«

»Ich wüsste wirklich nicht, wie ich das anstellen sollte. Flynn ist viel zu misstrauisch.«

»Und wie wäre die Alternative, wenn wir ein anderes Gerät entwerfen und es dauerhaft in seiner Zelle platzieren würden?«

»Ginge das denn zeitnah?«

»Nein, die Entwicklung würde dauern. Es ist zum Haare raufen, dass Spionagetechnik abgeschafft wurde. Jetzt bräuchten wir sie mehr denn je.«

Dass sie sich gerne die Haare raufen würde, schien nicht nur eine Floskel zu sein. Die abgeschaltete Überwachung machte ihr noch mehr zu schaffen, als ich es bislang angenommen hatte.

Tief in Gedanken versunken, lehnte ich mich im Stuhl zurück und versuchte, pragmatisch an die Sache heranzugehen. Der Vorschlag der Professorin überrumpelte mich, würde jedoch einige Vorteile mit sich bringen. Eine versteckte Kamera ließe mich sicherer und entspannter in Flynns Gegenwart fühlen. Allein die Situation beim letzten Termin, als er vom Bett aufgestanden war und sich zu mir an den Tisch gesetzt hatte, hatte mir verdeutlicht, wie schnell sich innerhalb weniger Sekunden alles verändern konnte. Auch der unangenehme Nebeneffekt der Intimität, die uns umgab, wenn wir zu zweit waren, würde sich in Luft auflösen. Und damit einher möglicherweise auch das weitere Schwinden der Distanz.

Andererseits hatte Sicherheit einen hohen Preis, der mit Freiheit bezahlt wurde. Dass mir niemand auf die Finger sah, dass ich in Flynns Zelle sagen und tun konnte, was ich als richtig empfand, war eine große Erleichterung.

Und es gab noch einen weiteren Punkt, der dagegen sprach. Einen gewaltig großen Punkt, der niemand Geringeres war als der junge Mann auf dem Bildschirm selbst. Das Einsetzen einer solchen Maßnahme hätte eine unwiderrufliche Konsequenz: Den vollkommenen Verrat an Flynn.

Als seine Anwältin, wie mich die Professorin einst genannt hatte, war das nichts, was ich lapidar ignorieren konnte. Vordergründig wäre ich bemüht, Vertrauen herzustellen, und von hinten würde ich ihm ein Messer in den Rücken rammen. Wir hatten eine Abmachung getroffen, die von heute auf morgen ihren Bestand verlieren würde, wenn sich eine Seite nicht mehr daran hielt.

»Ich bin ehrlich zu Ihnen«, sagte ich. »Die heimliche Überwachung würde meiner Sicherheit zugute kommen und Sie könnten die Gespräche samt der Dynamik wieder mitverfolgen. Aber ...« Kurz hielt ich inne und schüttelte den Kopf. »Wie ich es auch drehe und wende: Die Wahrscheinlichkeit, dass wir auffliegen, ist zu groß. Wenn Flynn es herausfindet, gleichgültig wie, würden wir uns alles kaputtmachen. Wir würden das, was wir uns mühevoll in den letzten Monaten aufgebaut haben, irreparabel zerstören.«

Die Professorin stellte das Glas ab, winkelte den Arm an und stützte das Kinn auf die Hand. »Das ist genau das Problem an der Sache. Deswegen haben wir Zweifel.«

»Die Vorteile Ihrer Erwägungen sind unbestritten«, sagte ich. »Wenn Sie meine Meinung hören wollen, kann ich nur von heimlicher Überwachung abraten. Manchmal ist es sinnvoller, sich mit den vorhandenen Gegebenheiten zufriedenzugeben, anstatt mehr zu

wollen und am Ende alles zu verlieren.«

Sie seufzte und kämpfte anscheinend damit, etwas einzusehen, das sie nur ungern einsehen wollte.

Letztlich läge die Entscheidung nicht bei mir – die Professorin könnte sich trotzdem dafür entscheiden, innerlich hoffte ich jedoch, sie täte es nicht. Es wäre Flynn gegenüber an Hinterhältigkeit nicht zu überbieten.

In der Stille, die einkehrte, drehten wir beide automatisch den Kopf in Richtung des Bildschirms. Da saß er, scheinbar gänzlich unbedarft in seiner Zelle, nahm unsere Gedanken ein und wusste es nicht mal. Seine Handbewegungen waren langsam und stets die gleichen, als würde er Linien ziehen oder ein akkurates Muster malen.

»Was macht er da eigentlich?«, fragte ich. »Zeichnet er?«

»Er übt Handschrift.«

Ich sah zur Professorin, ehe ich den Blick zurück auf Flynn lenkte. »Er macht was? Seit wann?«

»Vor ein paar Tagen hat er den Wunsch danach geäußert«, antwortete sie. »Wir wussten nicht, was dagegen spräche, und haben ihm die Utensilien samt Lehrbuch überlassen.«

Flynns Interesse an Handschrift wurde spätestens immer dann allgegenwärtig, sobald ich das Klemmbrett zur Hand nahm. Aber mein Angebot, ihm die Fähigkeit beizubringen, hatte er abgelehnt. Warum, wenn er es offensichtlich doch lernen wollte?

Die Frage verfolgte mich und hallte mir durch den Kopf. Auch die Professorin schwieg, während unsere Blicke tiefer mit dem Bildschirm verschmolzen.

Als sie das Schweigen beendete, klang ihre Stimme nachdenklich. »Ist es nicht faszinierend, wie wir beide alles von ihm wissen wollen und uns den Kopf über ihn zerbrechen?«

Das war sogar absolut faszinierend. Irgendetwas hatte Flynn an sich, dass er mich vollkommen in seinen Bann zog.

»Männer sind weg«, fuhr sie fort. »Sie existieren nicht mehr frei auf der Welt. Und dennoch überkommt mich manchmal der Eindruck, es dreht sich immer noch alles um sie.«

Ein einseitiges, leicht zynisches Lächeln stahl sich auf mein Gesicht. Wenn ich mein Leben betrachtete, dann hatte ich tatsächlich einen großen Teil meiner Zeit dem männlichen Geschlecht gewidmet – einen sehr großen Teil.

»Es wundert mich nicht, dass Ihnen das so vorkommt«, sagte ich. »Mir geht es genauso. Wir haben beruflich jeden Tag mit Männern und ihrer Geschichte zu tun. Aber bei den Frauen in meinem Umkreis ist es anders und ich merke, dass das männliche Geschlecht fast nie Thema ist.«

Was regelrecht erstaunlich war, wenn ich darüber sinnierte. Für die Gesellschaft waren sie Luft geworden, nur noch eine dunkle Erzählung aus längst vergangener Zeit.

»Damit könnten Sie recht haben, Dr. Hayes. Es wäre jedenfalls wünschenswert, dass der männliche Schatten, der Jahrtausende über der ganzen Welt lag, eines Tages endgültig verschwindet. Wenn ich eins im Leben gelernt habe, dann das, dass alles seine Zeit braucht. Viel länger, als die menschliche Geduld es zulässt.«

Wie selbstverständlich nickte ich und stimmte ihr zu. Doch schon bald musste ich wieder an die Gespräche mit Flynn denken und spürte all die tiefen Kerben, die er in meine Überzeugung geschlagen hatte.

Weil mein Mund durch das viele Reden trocken geworden war, schielte ich in Richtung der Karaffe mit dem Zitronentee. Sollte ich der Professorin mal eine andere

Geschmacksrichtung mitbringen? Eine Kräutermischung aus Bridgets Apotheke? Oder würde sie das missverstehen?

»Darf ich Sie noch etwas fragen, Dr. Hayes?«

»Natürlich.«

»Hat es einen Grund, warum Sie in den Protokollen nie etwas über Flynnns etwaige Zuneigung berichten?«

Ihre Theorie, dass er etwas für mich empfinden könnte, beschäftigte mich wie nichts anderes. Sie schwebte bei den Terminen wie unsichtbare Moleküle durch die Luft, die ich bei jedem Atemzug auf der Zunge schmecken konnte. Sie schmeckten nach Eisen und leicht blutig.

Darum bemüht, mir nicht anmerken zu lassen, wie unangenehm mir ihre Frage war, hielt ich die Antwort kurz. »Weil es nichts zu berichten gibt.«

»Es existieren nicht die kleinsten Hinweise?«

»Ich bin nach wie vor an der Sache dran. Bisher gab es keine eindeutigen Anzeichen, die dafür oder dagegen sprechen.«

»Und wenn Ihnen diese Anzeichen entgehen?«

»Das kann ich nicht ausschließen, aber eigentlich achte ich sehr aufmerksam darauf. Die Termine verlaufen ruhig. Flynn sitzt oder liegt auf dem Bett, genießt die Zeit ohne Kameras und beantwortet dabei widerwillig meine Fragen. Mehr passiert nicht.«

Zumindest abgesehen von den wenigen, höchst relevanten Details, die ich ihr vorenthielt und die sie am meisten interessieren würden. Alles, was das professionelle Verhältnis von Flynn und mir überschritt, hatte nie den Weg in die Protokolle gefunden. Warum ich das konsequent für mich behielt und die Professorin sogar anlog, konnte ich nicht benennen. Irgendetwas in mir versiegelte meine Lippen. Es war, als wäre das, was menschlich zwischen Flynn und mir passierte, ein Geheimnis, das nichts mit dem Labor zu tun hatte und nur uns beide etwas anging.

»Und Sie mussten wirklich noch nie die Fernbedienung einsetzen?«, fragte sie.

Ich atmete aus und merkte wieder, wie sehr ich mich selbst darüber wunderte.

»Erstaunlicherweise nicht. Die Situation wirkt in seiner Zelle nahezu gefährlich ungefährlich. Der Besuch nach draußen funktioniert als Druckmittel besser als erwartet.«

»Oder er tut Ihnen nur deswegen nichts, weil er mit Ihnen sympathisiert«, mutmaßte sie.

»Wie bei seiner Mutter. Nach unserem Wissenstand hat er sie auch nicht verletzt.«

Mir war es lieber, an die Funktionalität des Druckmittels zu glauben. »Sehr waghalsige These. Wenn ich mich versuchen würde, auf diesen Ast zu setzen, kann er nur brechen. Davon abgesehen lässt sich das männliche Geschlecht bekanntermaßen nicht aufgrund von Zuneigung von Gewalt abhalten.«

Sie wägte das ab und schien mein Fazit nicht anfechten zu wollen. »Es ist auf jeden Fall nichts, worauf wir vertrauen sollten. Damit haben Sie recht. Es war nur ein Gedanke. Wie werden Sie weiter vorgehen, um herauszufinden, wie Flynn zu Ihnen steht?«

Sie brachte mich in Erklärungsnöte, denn die Wahrheit war: Ich wollte es gar nicht herausfinden.

»Ich denke, ich werde die Situation weiter beobachten.«

»Es könnte sein, dass Flynn Ihnen die Zuneigung deshalb nicht zeigt, weil er sie als hoffnungslos ansieht.«

»Möglich«, sagte ich.

»Vielleicht wäre daher Abwarten in dieser Angelegenheit der falsche Weg.«

»Und was wäre Ihrer Meinung nach der richtige?«

»Ich weiß nicht. Ich denke nur laut und versuche, Flynn's Charakter zu umfassen. Es könnte nötig sein, dass Sie ihn mehr aus sich herauslocken müssten.«

Meine Fassungslosigkeit war schwer zu verbergen. Falls sie sich eine Kräuterzigarette reingepfiffen hatte, dann war es offenbar eine zu viel gewesen.

»Wie sollte ich das tun?«

Sie neigte den Kopf, als hätte sie kein Patentrezept im Angebot. »Schwierig«, sagte sie schließlich. »Ich möchte Sie keinesfalls in Gefahr bringen.«

In diesem Punkt waren wir uns immerhin einig. Aber sie war noch nicht fertig.

»Wenn ich Flynn korrekt einschätze, bräuchte er ein deutliches Signal von Ihnen, ehe er bereit wäre, sich emotional zu öffnen. Und das wäre ...«

Die Fortsetzung, die ihr fehlte, hatte ich sofort parat: »Ein Spiel mit dem Feuer.«

Es war ihr anzusehen, wie sehr sie die Einschätzung bedauerte, trotzdem konnte sie mir nur zustimmen. »So langsam glaube ich, meine Phantasie geht mit mir durch«, sagte sie und seufzte. »Wissenschaftlich gesehen, ist es ungeheuer spannend. Das Potential, das dahintersteckt, ist erschlagend gigantisch. Tun Sie jedoch auf keinen Fall etwas, was Ihnen widerstrebt. Bitte verzeihen Sie meine Ungeduld.«

»Ich bin vor wissenschaftlicher Neugier genauso wenig sicher wie Sie. Wir sollten aber nach wie vor in Betracht ziehen, dass wir uns täuschen könnten. Flynn hat eine starke Abneigung gegen das Labor. Und ich bin ein Teil davon.«

Sie faltete die Hände. »Die Zeit wird es uns zeigen. Ich täusche mich allerdings äußerst selten, müssen Sie wissen.« Bei ihrem letzten Satz trug sie ein zuversichtliches Lächeln im Gesicht, während ich mir nichts sehnlicher wünschte, als dass sie gewaltig danebenlag.

»Falls ich es übrigens zu selten erwähne: Sie machen das großartig, Dr. Hayes. Lassen Sie sich nicht von mir beirren und folgen Sie weiterhin Ihrem Bauchgefühl.«

Seit geraumer Zeit verursachten mir ihre lobenden Worte Bauchschmerzen. Es fühlte sich an, als würde ich den Zuspruch nicht verdienen, weil ich meine Arbeit nicht so gut machte, wie sie dachte. Allein schon die fehlenden Details in den Protokollen ließen mich unehrlich fühlen. Nach wie vor stand ich auf der Seite des Labors, doch manchmal erwischte ich mich dabei, wie ich eine Zehenspitze auf die Seite von Flynn schob. Und das nicht nur aus verhandlungstaktischen Gründen.

»Danke«, erwiderte ich. »Ich gebe mir die größte Mühe.«

Nachdem sie mir zufrieden zugnickt hatte, wanderte mein Blick zurück zum Bildschirm. Nach einer Weile rückte die Uhrzeitanzeige im oberen Eck in meinen Fokus. Es war später, als ich es erwartet hätte. So spät, dass mein Aufbrechen überfällig war.

»Ich will nicht unhöflich sein, aber ich müsste langsam los, Professorin. In der Stadt wartet der nächste Termin auf mich. Gibt es noch etwas zu besprechen?«

»Nein, Dr. Hayes. Wir sind durch und ich möchte Sie nicht aufhalten. Vielen Dank, dass Sie vorbeigekommen sind, obwohl Sie offensichtlich im Stress sind.«

»Halb so wild«, log ich, denn der bevorstehende Termin war alles andere als banal.

»Wenn ich mich beeile, schaffe ich es pünktlich.«

Um mich keine Sekunde länger als nötig festzusetzen, stand sie auf und drückte mir zum Abschied die Hand. Als ich mich bereits abwenden wollte, rauschte mir doch noch etwas in den Sinn.

»Was die fehlende Überwachung angeht«, begann ich. »Wäre es vielleicht ein Kompromiss, wenn manche Termine im Park oder Fitnessraum mit Flynn stattfinden? Dann

blieben Sie nicht gänzlich außen vor und könnten zumindest vereinzelte Gespräche mitverfolgen.«

Das wäre jedenfalls besser als die Variante, heimlich Kameras in seiner Zelle zu installieren. Nicht nur ich, sondern auch die Professorin schien mit dem Vorschlag einigermaßen leben zu können.

»Das ist eine fabelhafte Idee, Dr. Hayes. Ich denke gerne darüber nach.«

Ich nickte ihr ein letztes Mal zu, ehe ich das Büro verließ und den Rückweg durch die Flure und Aufzüge antrat.

Bis ich mich umgezogen, meinen Rucksack geholt, Diego aus dem automatisierten Stall entgegengenommen und gemeinsam mit ihm die schwerfälligen Tore passiert hatte, waren viel zu viele Minuten verstrichen. Obwohl ich meinen Mustang galoppieren ließ, war die Zeit schneller als wir und wir schafften es nicht, sie einzuholen.

Wahrscheinlich war es Wunschdenken von mir gewesen, das spontane Gespräch mit der Professorin erfolgreich zwischen Uni und dem Termin in der Kinderwunschklinik hineinquetschen zu können. Ich hatte den Hin- und Rückweg zum Labor zu optimistisch bemessen. Selbst im vollen Galopp ging für die einfache Wegstrecke über eine halbe Stunde drauf. Auch wenn mein Mustang das ungerne hörte: Er hatte zu wenige PS. Oder ich hatte schlichtweg die Prioritäten wieder einmal völlig falsch gesetzt ...

Vollkommen zerzaust und außer Atem kam ich mit Diego vor der Kinderwunschklinik an. Die gläserne Fassade des quadratischen Gebäudekomplexes reflektierte die Sonnenstrahlen. Schon von weitem sah ich Bridget auf dem mit bunten Blumen bepflanzten Vorhof stehen. Wie ich es bereits befürchtet hatte, war ihre Gesichtsfarbe fast so rot wie ihre Haare.

»Zoe J. Hayes«, sagte sie verärgert. »Heute ist der wichtigste Tag in unserem Leben und du kommst fünfzehn Minuten zu spät!«

Leider tat ich genau das. Und Bridget war noch nicht fertig.

»Ich warte seit einer Ewigkeit auf dich und wusste nicht mehr, ob du überhaupt noch kommst!« Sie rang nach Luft. »Merkst du, dass ich total außer mir bin? Glaubst du, das ist gut für den Termin?«

Nein, das glaubte ich nicht. Es war sogar kontraproduktiv. Und dass *ich* diesen Zustand verursacht hatte, machte mir ein schlechtes Gewissen.

Bridget hatte ordentlich Dampf im Kessel. Die Erfahrung zeigte, es war besser, ihn erst entweichen zu lassen, wenn ich ihn nicht zischend heiß ins Gesicht bekommen wollte. In der Hoffnung, dieser Effekt würde eintreten, ritt ich mit zerknirschter und schuldbewusster Miene an ihr vorbei und brachte Diego zum Stall am Ende des Hofes. Es war wichtig, nicht noch mehr unnötige Zeit verstreichen zu lassen.

Den gleichen Gedanken hatte offenbar auch Bridget, denn als ich den Stall schnellen Schrittes verließ, stand sie bereits davor. Auf meiner Zunge lag eine Entschuldigung. Ich bekam jedoch nicht die Gelegenheit, sie auszusprechen.

»Weißt du, was mich wirklich interessieren würde, Zoe? Was war so wichtig, dass du ausgerechnet heute zu spät kommst?«

»Es tut mir unendlich leid. Natürlich war nichts wichtiger. Ich habe nur zu spät auf die Uhr gesehen und bin stinkwütend auf mich selbst.«

Dass ich nicht aus der Uni kam, wie sie dachte, sondern zwischenzeitlich noch im Labor gewesen war, erzählte ich ihr lieber nicht. Das würde den Kessel endgültig zum Platzen

bringen.

»Soll ich dir was sagen?«, fragte sie. »Selbst wenn mir beide Arme und Beine abgesägt worden wären – ich wäre trotzdem pünktlich auf dem Kinn hierher gerobbt. Und du? Vergisst den Termin einfach. Ich verstehe nicht, wie das passieren kann!«

»Ich habe ihn nicht vergessen. Ich habe nur vergessen, auf die Uhr zu schauen.«

»Merkst du den Unterschied zwischen uns? Niemals wäre ich unpünktlich gewesen. Niemals! Ich war schon eine halbe Stunde früher da.«

Ich ging auf sie zu und strich ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht, die ihr vor lauter Aufregung in die Stirn gefallen war. »Es tut mir leid, dass du warten musstest. Wirklich.«

»Eine Entschuldigung hilft mir jetzt auch nicht weiter.«

Weil ich das bereits befürchtet hatte, blieb ich ratlos zurück. Anstatt uns in vorfreudiger Erwartung in die Klinik zu begeben, standen wir auf dem Vorhof und stritten uns. Bridget war nicht die Einzige, die sich diesen Tag anders vorgestellt hatte. Nur trug sie im Gegensatz zu mir keine Schuld daran.

Sie trat einen Schritt zurück, blickte eine Weile auf das gläserne Gebäude und dann wieder zu mir. »Ich frage mich einfach ... Willst du das hier vielleicht alles nicht? Hast du doch noch Zweifel?«

Meine Augen wurden so groß, dass ich auch ohne Brille wie eine Eule aussah.

»Absolut will ich es. Ich habe keine Zweifel. Ich habe nur viel Stress und mich heute leider als unzuverlässige Tomate erwiesen.« Bridgets Hautfarbe glich zwar eher einer solchen, aber letztlich war ich die wahre Tomate von uns beiden.

Sie hob die Arme und ließ sie dann schlaff wieder sinken. »Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich glauben soll.«

»Du denkst dir die Situation gerade schlimmer, als sie es ist«, sagte ich. »Ehrlich, Bridget. Es tut mir so leid, dass du dich meinetwegen mit solchen Gedanken rumschlägst und dir unsicher bist. Ich garantiere dir, ich bin es nicht. Ich bin sehr sicher, dass ich ein Kind mit dir will.«

Sie schien nicht zu wissen, ob sie mir vertrauen konnte, auch wenn sie das offensichtlich gerne täte. Das war ihr nicht zu verdenken, wenn ich mir in Erinnerung rief, wie ich mich manchmal wegen des Themas verhalten hatte. Auch an ihren Fruchtbarkeitszeremoniellen hatte ich mich kein einziges Mal beteiligt und mich darüber lustig gemacht.

»Bist du dir wirklich ganz sicher, Zoe?«, fragte sie. »Das ist deine letzte Möglichkeit, einen Rückzieher zu machen. Wenn du mich liebst, dann quäle mich nicht weiter und sag es bitte gleich. Kurz und schmerzlos.«

Weil ihr dieselbe Haarsträhne erneut in die Stirn fiel, strich ich sie zum zweiten Mal beiseite. »Was redest du denn da? Gar nichts werde ich sagen, weil es nichts zu sagen gibt. Es hat sich nichts verändert. Ich will nach wie vor ein Kind mit dir.«

Während ich ihr tief in die Augen blickte, sah ich, wie die düsteren Wolken des Zweifels lichter wurden und Platz für ein paar Strahlen der Hoffnung machten.

»Hör auf, so einen Mist zu denken«, flüsterte ich.

Die Lippen fest verschlossen, nickte sie schließlich.

»Dann lass uns jetzt keine Zeit mehr verlieren«, sagte ich. »Lass uns reingehen, bevor sie uns nicht mehr reinlassen. Du willst doch ein Baby im Bauch haben, oder nicht?«

Bei Bridget war es manchmal wichtig, die richtigen Worte zu wählen, und vielleicht funktionierte unsere Ehe deswegen so gut, weil ich genau jene Worte kannte. Der Ärger stand ihr immer noch ins Gesicht geschrieben, aber das Glänzen in ihren Augen kehrte

zurück. Ein Baby im Bauch haben – das wollte sie unbedingt.

Ohne ihr eine Wahl zu lassen, griff ich nach ihrer Hand und zog sie hinter mir her zum bogenförmigen Eingang. *Herzlich willkommen im Haus des Kinderwunsches*, stand in bunten Buchstaben über der Schiebetür. Ein letztes Mal sahen Bridget und ich uns in die Augen, drückten unsere Hände, dann betraten wir die Klinik.

Die Dame am gläsernen Empfang war nicht besonders begeistert über unser Zuspätkommen. Bridget säuselte sie allerdings mit einer demütigen Ausrede zu, bis sie ihr Herz erweichen konnte. Auch meine Ehefrau erwies sich manchmal als äußerst geschickt darin, die richtigen Worte zu wählen.

Während sie säuselte, blickte ich mich in der Eingangshalle um. Die Wände waren in Beige-, Rosa- und Brombeerfarben gestrichen und überall wuchsen Orchideen in den unterschiedlichsten Farben und Größen. Manche waren winzig wie Gänseblümchen, wieder andere gingen mir bis zur Schulter und trugen Blütenkelche so groß wie meine Handfläche. Als ich einatmete, roch ich den intensiv blumigen Duft.

»In Ordnung, Ms. Hayes. Ich werde die Hebamme über Ihr Eintreffen informieren«, sagte die Dame am Empfang im Hintergrund. Gleich darauf deutete sie in Richtung der gegenüberliegenden Sitzecke. »Warten Sie bitte einen Moment und nehmen Sie gerne Platz.«

Dicht von mir gefolgt steuerte Bridget zu den bequemen Sesseln, blieb jedoch im Gegensatz zu mir stehen. Sie spielte mit ihren Fingern und blickte nervös von einer Wand zur nächsten. Das tat sie so lange, bis sich fünf Minuten später die Aufzugstüren öffneten.

Eine großgewachsene, dunkelhäutige Frau mit lockigem Haar in rosafarbenem Kittel trat heraus. Ihr Lächeln war so weiß, dass ich mich fragte, ob sie je in ihrem Leben etwas anderes getan hatte, als sich die Zähne zu putzen. Ich wusste nicht, ob ich es gut oder schlecht finden sollte, dass wir eine äußerst attraktive Hebamme hatten.

»Familie Hayes?«, fragte sie.

»Ja«, antwortete Bridget für uns beide. Nacheinander reichten wir ihr die Hände.

»Mein Name ist Dakota Williams«, stellte sie sich vor. »Ich bin Ihre Hebamme und freue mich sehr, Sie beide endlich kennenlernen zu dürfen. Vor uns dreien liegt eine aufregende Reise, die gleichermaßen persönlich wie intim ist. Deshalb würde ich Ihnen gerne gleich das Du anbieten. Was halten Sie davon?«

Ich kam nicht mal zum Luft holen, da sagte meine Ehefrau: »Ich bin Bridget und das ist Zoe.«

»Dakota«, nickte sie. Als sie abermals lächelte, war ich mir felsenfest sicher, dass sie wirklich noch nie etwas anderes getan hatte, als sich die Zähne zu putzen. Ich war im positiven Sinne fasziniert von ihr. Bridget hingegen machte den Eindruck, als sähe sie nur die Frau in ihr, die sie schwanger machen würde. Und allein dafür liebte sie sie.

»Dann schlage ich vor, wir gehen direkt nach oben. Einverstanden?«

Dakota hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da stürmte Bridget bereits in den Aufzug. Während der Fahrt war sie damit beschäftigt, unserer Hebamme dieselbe Entschuldigung wie der Dame am Eingang unterzujubeln.

»Na ja, und dann musste ich die Wunde versorgen und ein anderes Pferd nehmen ...«

»Oh je«, sagte Dakota. »Geht es deinem Pferd denn soweit gut?«

»Es ist auf dem Weg der Besserung.« Bridget nickte. »Ich bin ja Apothekerin und kenne mich gut mit Kräutern aus. Die Salbe wird über Nacht ihre Wunderwirkung entfalten. Morgen ist es bestimmt schon deutlich besser.«

Bridget war eine wahre Meisterin im Finden von Ausreden und erntete von Dakota vollstes Verständnis. Blieb mir nur zu hoffen, dass die Hebamme bei späteren Hausbesuchen nie die Pferde in unserem Stall nachzählen würde ...

Als der Fahrstuhl in der dritten Etage stoppte, folgten wir Dakota durch einen Flur, bis sie vor einer hölzernen Tür zum Stehen kam. Sie öffnete sie, lächelte und ließ uns vor sich hineingehen. Ein warmer Raum erwartete uns, der an ein gemütliches Wohnzimmer erinnerte. Es gab einen Schreibtisch, eine Sofaecke und überall wuchsen Orchideen, Zimmerpflanzen und Erdbeersträucher. Letztere dienten als Aromapflanzen und verströmten den fruchtigen Duft nach Walderdbeeren. Im Hintergrund drangen die sanften Töne von Geigenmusik aus den Lautsprechern.

Das letzte Drittel des Raums war durch einen rosa Vorhang abgetrennt, weswegen ich die Behandlungsliege dahinter vermutete. An den Wänden hingen unzählige Bilder von Babys, die Dakota offenbar alle zur Welt gebracht hatte. An manchen Bildern waren Briefe angebracht, die Grüße oder Danksagungen enthielten, und ich ließ es mir nicht nehmen, ein paar davon durchzulesen. *Danke, dass du uns dabei geholfen hast, das schönste Geschenk unseres Lebens zu empfangen*, stand auf einem. *Was hätten wir nur ohne deine Geduld und deine herzliche und kompetente Unterstützung getan? Dank dir ging am Ende alles gut, das werden wir dir nie vergessen*, auf einem anderen.

Es musste zweifelsfrei ein interessanter und gleichermaßen erfüllender Beruf sein, den Dakota ausübte. Sie wurde jeden Tag Zeugin vom Wunder des Lebens.

Trotz unserer Verspätung wirkte sie nicht gehetzt, im Gegenteil, es schien, als hätte sie alle Zeit der Welt für uns. Die Atmosphäre war so entspannt und gelassen, dass ich in manchen Sekunden fast vergaß, wie aufgeregt ich eigentlich sein müsste.

»Seht euch in Ruhe um«, sagte sie. »Wenn ihr euch bereit fühlt, gebt mir Bescheid und setzt euch zu mir aufs Sofa.«

Ich wollte gerade nicken und mich weiter umschaun, da sagte Bridget: »Bescheid.« Noch bevor Dakota das Sofa erreichte, saß sie bereits dort und wartete. Während ich die Augen verdrehte, schenkte unsere Hebamme Bridget ein Schmunzeln. Widerwillig brach ich meine Erkundungstour ab und setzte mich zu den beiden auf das Polster. Direkt über unseren Köpfen hing ein großer Bildschirm an der Wand.

»Ihr habt bestimmt tausend Fragen an mich«, sagte Dakota. »Ich verspreche, ich werde euch alle beantworten.«

So sehr ich auch überlegte, mir fiel keine einzige ein. Bridget hatte in den letzten Wochen alles recherchiert und könnte inzwischen wohl selbst ein Hebammen-Studium absolvieren. Sie hatte sämtliches neu erlerntes Wissen mit mir geteilt und es gab nichts, das ich erfragen musste.

Was mich nach wie vor interessierte, war der Ablauf der Samenspende, da tappte ich im Dunkeln, aber Dakota tat das mit Sicherheit genauso wie ich. Wo die Spermien herkamen, war nicht von Relevanz – in dieser Klinik zählte nur, was in Verbindung mit einer Eizelle damit gemacht wurde.

»Wir sind bestens informiert. Von mir aus kann es direkt losgehen«, sagte Bridget.

»Ihr habt keine Frage? Nicht mal die, ob das Einsetzen der Eizelle wehtun wird?«

»Ganz ehrlich, Dakota, das ist nebensächlich«, antwortete Bridget. »Ich werde jeden Schmerz für meine Tochter aushalten.«

»Das ist eine ehrenwerte Einstellung. Trotzdem kann ich dir versichern, dass du kaum etwas spüren wirst. Du bekommst eine Kräutertinktur kurz vor dem Einsetzen der Eizelle.

Sie wird dich ein bisschen benebeln, aber du bleibst bei klarem Verstand. Im Nachhinein, in den nächsten Tagen, kann es zu einem leichten Ziehen im Unterleib kommen. Mehr allerdings nicht. Wir haben uns darauf spezialisiert, den Ablauf so sanft wie möglich zu gestalten.«

Das hatten sie wirklich. Es war faszinierend, in alten Büchern zu lesen, wie der Akt einer künstlichen Befruchtung früher vonstatten ging. Allein das Wort »künstliche Befruchtung« hatte mich abgestoßen. Es gefiel mir deutlich besser, von »Schwängerung« zu sprechen, wie es heute getan wurde. Und auch der Ablauf war damals viel medizinischer gewesen. Nicht nur der Eingriff selbst, sondern die gesamte Behandlung. In hohen Dosen waren Medikamente und Hormonpräparate zum Einsatz gekommen, die heute wegen der starken Nebenwirkungen niemand mehr verschreiben oder gar anwenden würde. Es brauchte sie auch gar nicht. Ein Blick in den großen Garten von Mutter Natur reichte aus, um im Handumdrehen für jeden Bedarf mehrere Pflanzen zu finden, die auf natürliche Weise den Weg unterstützten.

»Hast du die nötigen Vorbereitungen für den heutigen Termin getroffen, Bridget?«, fragte Dakota.

Sie nickte. »Ich habe alle anregenden Säfte, Tinkturen und Lösungen zu den entsprechenden Uhrzeiten getrunken. Ich habe die speziellen Sportübungen für das Becken durchgezogen, die Ernährung umgestellt, die Entspannungsübungen gemacht und die mentalen Techniken für die Einstellung auf die Schwangerschaft täglich angewandt. Laut dem Hormonmessgerät bin ich im höchsten Level empfängnisbereit.«

Die Vorbereitungsmaßnahmen hatten Bridgets Tagesabläufe in den letzten Wochen bestimmt. Meistens brauchte es trotzdem mehrere Versuche, bis eine Eizelle sich einnistete und ein Kind heranwuchs. Aber wir hatten keinen Druck. Erst nach zehn erfolglosen Versuchen mussten wir erneut einen Antrag auf Schwangerschaft stellen. Die Voraussetzung war jedoch, meine Nerven würden das durchstehen.

»Sehr schön«, sagte Dakota. »Ich finde, dann sollten wir uns jetzt das Video anschauen.«

»Welches Video?«, fragte Bridget.

Bedeutungsvoll griff die Hebamme nach der Fernbedienung und aktivierte den Bildschirm über unseren Köpfen. Als ein Menü erschien, gab sie einen Sprachbefehl: »Die Befruchtung der Eizelle von Zoe J. Hayes«.

Das Bild wurde schwarz und wechselte zu einer dreidimensionalen Mikroskop-Aufnahme. Fast so groß wie mein Kopf war eine kreisrunde Zelle in einer Flüssigkeit zu sehen. Erst verzögert begriff ich, dass es sich dabei um meine eigene Eizelle handelte.

»Wir können bei der Befruchtung zuschauen?«, fragte ich.

»Aber natürlich.« Dakota lächelte. »Ihr könnt hautnah miterleben, wie euer Baby entsteht.«

Ich starrte auf den Bildschirm, als würde nichts anderes mehr existieren. In der oberen Ecke stand die Uhrzeit und das Datum von vor drei Tagen. Zu diesem Zeitpunkt, um genau 10:49 Uhr, hatte ein kleines Wunder in dieser Klinik stattgefunden und wir durften es im Nachhinein bezeugen.

Von oben schob sich die Spitze einer Kanüle ins Bild, näherte sich der Eizelle und stach hinein. Eine flüssige Substanz wurde langsam hineingegeben und verteilte sich im Inneren. Wenig später wurde die Kanüle wieder herausgezogen und verschwand aus dem Sichtfeld. Zurück blieb nur die Eizelle.

Bridget griff nach meiner Hand und drückte sie fest. Ihre Handflächen fühlten sich heiß

und feucht an.

Die Aufnahme flackerte kurz und ich bemerkte, dass die Uhrzeit im oberen Eck sich verändert hatte. 11:49 Uhr wurde angezeigt. Danach 12:49 Uhr. Fortlaufend konnten wir im Zeitraffer verfolgen, wie jede Stunde die Zellteilung weiter voranschritt und sich das Innere der Eizelle veränderte. Im absoluten Frühstadium fand die erste Entwicklung eines Embryos statt. Vor meinen Augen entstand mein Kind. Es war unklar, ob sich die Eizelle erfolgreich bei Bridget einnisten würde, aber in dieser Sekunde war ich eine Mama. Dieses Wissen verursachte mir eine Gänsehaut.

Der Zeitraffer ging über drei Tage und endete zwei Stunden vor unserem Eintreffen. Danach wurde der Bildschirm schwarz und ich konnte trotzdem nicht aufhören, ihn anzustarren.

»Wie ihr seht, hat alles geklappt«, sagte Dakota. »Wir haben die Befruchtung an Bridgets Zyklus angepasst. Die Eizelle ist bereit, um weiter heranwachsen zu dürfen. In deinem Bauch, Bridget.«

Der Moment hatte etwas Magisches an sich und ich spürte, dass ich, obwohl ich wusste, was mich heute erwartete, dennoch nicht darauf vorbereitet gewesen war. Ich spürte die Verantwortung, die auf mich zukam, ich spürte die Angst, ihr nicht gewachsen zu sein, und gleichzeitig das Glühen in meinem Herzen, wenn ich mir den Augenblick ausmalte, in dem ich unsere Tochter zum ersten Mal in den Armen halten würde. Das Gefühl musste so intensiv sein, dass es alles andere bis dahin erlebte in den Schatten stellte.

Dakota schenkte uns eine Tasse Erdbeertee ein und erklärte bis ins kleinste Detail, wie das Einsetzen der Eizelle vonstatten ging. Es war, als würde sie uns den Schrecken vor dem Eingriff nehmen und für die größtmögliche Entspannung sorgen wollen – und genau das gelang ihr auch. Wenn ich mir Bridget so ansah, hatte sie spätestens jetzt mein Zuspätkommen vollkommen vergessen. Mit leuchtenden Augen klebte sie an Dakotas Lippen und sog jedes Wort in sich auf. Zwischendurch drückte sie ständig meine Hand. Manchmal ließ ich ihre kurz los, um den Schweiß an meiner Hose abzuwischen. Aber sobald ich ihre Finger wieder zwischen meinen spürte, war meine Hand genauso nass wie zuvor. Irgendwann gab ich das Abwischen auf und gewöhnte mich an den Wasserstand zwischen unseren Händen.

Nachdem Dakota alles über den Eingriff erklärt hatte, wählte sie persönlichere Worte und begann, von sich selbst zu erzählen. Dass sie schon von klein auf Hebamme werden wollte und sich nichts Schöneres vorstellen könnte, als Kindern auf die Welt zu helfen und Müttern eine verlässliche und vertrauensvolle Begleitung auf dem Weg in ein neues Leben zu sein. Sie würde jeden Tag große und kleine Wunder erleben, die sie dankbar machten. Auch zuhause hatte der Kindersegen bei ihr Einzug gehalten, denn zusammen mit ihrer Ehefrau besaß sie zwei Mädchen. Die Zwillinge hatten alles gewaltig auf den Kopf gestellt, aber ihrem Leben einen noch viel tieferen Sinn gegeben. Sie lebten auf einem kleinen Hof mit Pferden, Hunden, Katzen, Eseln und Hühnern am Rande von Blackfish Creek.

Durch ihre Erzählung schaffte sie es, dass sie als Mensch greifbar für mich wurde und ich nicht mehr allein ihre schneeweißen Zähne bewunderte. Ich hatte eigentlich noch nie Schlechtes über eine Hebamme gehört. Die Ausbildung war schwer und Herzlichkeit die Grundvoraussetzung, trotzdem spürte ich Erleichterung, dass wir offenbar in guten Händen gelandet waren.

Nach über einer Stunde des Redens wurde es dann endlich ernst. Dakota reichte Bridget die Tinktur und schob wenig später den rosa Vorhang beiseite. Dahinter versteckte sich, wie

ich es vermutet hatte, die Untersuchungs- und Liege. Sie war gewöhnlich und auf Bequemlichkeit ausgerichtet, mit Laken und Kissen an den Seiten.

Erst bei der Eizellenentnahme war ich selbst auf so einem Ding gelegen. Weil Dakota erkältet war, war eine Kollegin für sie eingesprungen. Sonst hätte ich sie schon früher kennengelernt. Es war kein Weltuntergang gewesen, aber unangenehm. Normalerweise fanden gynäkologische Untersuchungen – wie jede andere auch – durch einen Körperscan statt. Nur bei Eingriffen, für die es noch keine filigrane technische Lösung gab, musste, wie in diesem Fall, Hand angelegt werden.

Hatte ich mich gerade noch gefreut, dass Bridgets Hände allmählich trockener geworden waren, waren sie mit einem Mal wieder klatschnass. Sie schlüpfte aus ihrer Hose, legte sich auf den Rücken und zog ihre Beine an wie ein Frosch. Schamgefühl war noch nie Bridgets zweiter Vorname gewesen, und das kam ihr in diesem Fall zugute. Dakota und ich hatten schneller tiefe Einblicke, als wir bis drei zählen konnten.

Dakota zog sich rosa Handschuhe über, stellte ein Tablett mit unterschiedlichen Gerätschaften parat, beugte sich über Bridgets Unterleib und begann mit dem Eingriff. Während der ganzen Prozedur hielt ich Bridgets Hand. Sie sah mir in die Augen, als würde sich darin etwas befinden, was ihr die ungewohnte Situation erträglicher machte. Fast alle dreißig Sekunden erkundigte sich Dakota, ob alles in Ordnung war. Ihre Stimme klang liebevoll und sanft, und Bridgets Antwort bestand stets aus einem Nicken. Selbst wenn nicht alles in Ordnung gewesen wäre, hätte sie vermutlich auf dieselbe Weise reagiert. Sie wusste, wofür sie das tat, und würde alles über sich ergehen lassen. Ich war froh, dass sie durch die Tinktur leicht benebelt und ihre Wahrnehmung gedämpft war. Bei manchen Gerätschaften, zum Beispiel bei der langen Kanüle, in der sich die Eizelle befand, war ich mir nämlich nicht sicher, ob sich das Einführen vielleicht doch schmerzhaft anfühlte.

Zum Glück dauerte es nicht lange. Nur zehn Minuten – danach war alles vorbei und die befruchtete Eizelle befand sich in Bridgets Gebärmutter.

Ich hatte zugehört und konnte dennoch schwer glauben, dass es wirklich passiert war. Wie konnte etwas so Großes in so wenigen Augenblicken geschehen? Mein Kopf war nicht in der Lage, das zu begreifen. Der ganze Termin erschien mir surreal, als würde ich ihn träumen. Die angeregte Schwangerschaft überforderte das Vermögen meines Denkens. All das, worüber wir seit Jahren diskutiert hatten, war jetzt Realität geworden. Mir war, als würde ich am liebsten tausend Worte sprechen und gleichzeitig für immer in ein Schweigen verfallen.

Letztlich setzte sich das Schweigen durch, weil mir die Erlebnisse die Sprache verschlugen. Ich stand einfach nur da und hörte Dakota zu, wie sie das weitere Vorgehen schilderte und uns ihre Nummer für den Pieper gab. Wir könnten sie jederzeit erreichen, versprach sie uns. Bridget ließ sich beim Anziehen alle Zeit der Welt und lauschte Dakotas Stimme.

Nach dem Schlussgespräch näherten wir uns der Tür und verabschiedeten uns.

»Wann wissen wir, ob es geklappt hat?«, fragte Bridget.

»Entweder wir vereinbaren in sieben Tagen einen Körperscan oder du wartest, bis deine Monatsblutung einsetzen müsste. Die einen Frauen bevorzugen die natürliche Gewissheit, die anderen ziehen den Scan vor. Was ist euch lieber?«

»Könnte der Scan irgendwelche gesundheitlichen Folgen für das Baby haben?«, fragte sie.

Dakota schob die Hände in die Taschen ihres rosa Kittels. »Bislang sind keine Nebenwirkungen für Ungeborene bekannt. Aber sicherer ist immer der natürliche Weg.«

Bridget sah erst zu mir und dann wieder zu Dakota. »Bis wann müssen wir uns entscheiden?«

Sie lächelte. »Ruft mich einfach an, sobald ihr es wisst.«

Es gefiel mir, dass scheinbar alles ohne Druck stattfand. Für den Moment stand ich zu sehr neben mir, um einen klaren Gedanken zu fassen. Anderen werdenden Müttern ging es wahrscheinlich ähnlich.

»Habt ihr noch irgendwelche Fragen?«, wollte die Hebamme geduldig wissen und ließ ihren Blick über unsere Gesichter schweifen. Ich musste passen, während Bridget offenbar noch dringend etwas loswerden wollte.

»Keine Frage, nein, aber ein großes, von Herzen kommendes, übermenschliches und glückliches Danke.«

Ein Strahlen trat in Dakotas Augen, als würde sie sagen wollen, dass wir ihr dafür nicht danken mussten, weil das schließlich ihr Beruf war und sie es gerne tat. Über die Wertschätzung freute sie sich trotzdem sehr. Sie wirkte zwar überrascht, als Bridget die Arme öffnete und ihr um den Hals fiel, schien das aber nicht zum ersten Mal zu erleben und ließ es bereitwillig über sich ergehen.

Weil mich Bridget durch ihre Überschwänglichkeit in die Situation brachte, dass es blöd wäre, wenn ich Dakota nur die Hand reichen würde, nahm ich sie ebenfalls kurz in den Arm. Deutlich dezenter jedoch, als es meine Ehefrau getan hatte. Dakota roch nach Erdbeeren, genau wie der Raum und der Tee.

Auch wenn ich ihre Gegenwart nicht als unangenehm empfunden hatte, war ich froh, als Bridget und ich wieder allein waren. Auf dem Weg zum Aufzug umgab uns eine laute Stille und mein Kopf fühlte sich so benebelt an, als hätte ich ebenfalls von der Tinktur genippt.

Nachdem ich die Taste für das Erdgeschoss gedrückt hatte, schlossen sich die Aufzugtüren.

»Geht es dir wirklich gut?«, fragte ich. »Wie fühlst du dich? Hast du Schmerzen?«

»Mir geht es blendend, Zoe. Es ging mir noch nie besser. Weißt du, was gerade passiert ist? Hast du das realisiert? Wir sind schwanger! Wir bekommen ein Kind!«

Es lag nicht in meiner Absicht, ihre Stimmung zu trüben, trotzdem war mir die Differenzierung wichtig. »Du hast eine befruchtete Eizelle im Bauch. Erst wenn sie sich einnistet, bist du schwanger.«

»Die hat sich bestimmt sofort eingenistet.« Voller Glück strahlte sie mich an. »Ich bin schwanger, Zoe. Ich weiß es ganz fest. In neun Monaten sind wir zu dritt!«

Auch wenn sich meine Zweifel dadurch nicht in Luft auflösten, spürte ich ganz deutlich, wie mir der Wind der Veränderung ins Gesicht wehte und ein kaltes und zugleich warmes Gefühl auf meiner Haut hinterließ.

Spuren setzen

»Hallo, Flynn«, sagte ich und versuchte, die Anspannung auszuatmen, die sich auf dem Weg zu seiner Zelle in mir angestaut hatte.

Er saß auf dem Bett, hatte einen Papierblock auf dem Schoß und das aufgeklappte Buch zum Erlernen von Handschrift neben sich liegen. In seiner rechten Hand hielt er einen Stift, der das Papier nicht mehr berührte, seitdem ich seine Zelle betreten hatte.

»Hallo, Zoe«, sagte er.

Ich hätte Wetten darauf abgeschlossen, dass er mich mit meinem zweiten Vornamen ansprechen würde, und mir schon Theorien zurechtgesponnen, wie ich das der Professorin im Nachhinein erklären sollte. Bislang zeichnete die Überwachung noch jedes Wort von uns auf. Im Gegensatz zu meinen Berichten, die zeichneten nicht immer jedes Wort von uns auf.

»Du warst lange nicht mehr hier«, sagte er. »Sechs Tage.«

Ausgesprochen klang der Zeitraum wie eine Ewigkeit, dabei waren die sechs Tage vergangen wie im Flug und hatten als Pause nicht ausgereicht. Ich hatte keine Wahl. Die Pflicht rief. Es war unausweichlich, Flynn irgendwann wieder gegenüberzutreten zu müssen. Egal wie schwer mir das nach unserem letzten Termin auch fiel.

»Haben Ihnen unsere Gespräche gefehlt?«

»Mir hat es gefehlt, dass die Kameras deaktiviert werden.«

Wenigstens machte er keinen Hehl daraus, worum es ihm eigentlich bei seiner Redebereitschaft ging.

»Als Entschädigung habe ich Ihnen ein Buch mitgebracht.« Zusammen mit dem Klemmbrett hielt ich es vor der Brust umschlossen. »Aber natürlich bekommen Sie es erst am Ende. Und nur dann, wenn Sie sich kooperativ zeigen.«

»Eine Erpressung zu Beginn – kurz gesagt, es ist alles wie immer.«

Er lenkte sein Augenmerk zurück auf den Block und setzte seine Übungen fort. Ich nahm das zum Anlass, mich der Konsole für die Überwachung zuzuwenden. Ein paar Handgriffe und Bestätigungen später hatte sich das Glas schwarz verfärbt und der rote Schriftzug zog seine Bahnen. Ich hätte nie geglaubt, dass die Abschaltung der Kameras zur Routine werden könnte – zumindest der Ablauf fühlte sich fast wie eine solche an. An das Gefühl hingegen, plötzlich unter uns zu sein, daran würde ich mich wohl nie gewöhnen. Es traf mich jedes Mal mit voller Wucht.

Flynn stellte die Handbewegungen mit dem Stift ein und schloss die Augen. Die Luft schien mit jedem Atemzug tiefer in seinen Körper zu dringen. Es wirkte, als hätte sich eine Blockade um seinen Oberkörper gelöst und er könnte zum ersten Mal seit einer Woche frei atmen.

Ich ließ ihn den Moment genießen und begab mich, ihn immer im Blick behaltend, in Richtung des Tisches. Auf der Oberfläche lagen Stifte und abgerissene Papierblätter, doch als ich nach ihnen greifen wollte, hielt mich seine Stimme davon ab.

»Nicht.«

Ich drehte mich zu ihm und sah, dass er die Augen geöffnet hatte.

»Warum nicht?«

»Das ist nur Gekritzel.«

»Na und?«

»Ich will nicht, dass du es dir anschaust.«

»Weshalb? Weil Sie Angst haben, ich finde dann heraus, dass Sie Handschrift üben? Das weiß ich längst.«

Auch wenn er bemüht war, seine Reaktion zu kontrollieren, erkannte ich, wie sehr ihm meine Antwort missfiel. »Das ist ein offenes Geheimnis. Du kannst es gerne wissen.«

Nein, es störte ihn, dass ich es wusste.

»Wenn Sie mich die Übungen anschauen lassen, kann ich Ihnen vielleicht ein paar Tipps geben.«

»Ich brauche keine Tipps.«

Meine Hand schwebte über dem Papier und spiegelte mein Zweifeln wider. Einerseits hätte ich die Blätter gerne herumgedreht, andererseits wollte ich seinen Wunsch respektieren.

»Schade«, sagte ich letztlich und zog meine Hand zurück. »Ich hätte Ihnen gerne welche gegeben.«

Er zuckte mit den Schultern und antwortete nicht, weswegen ich dazu überging, in aller Ruhe meine Utensilien auf dem Tisch auszubreiten. Als ich mich auf den Stuhl setzte, griff ich nach einem der bunten Stifte, die neben den Übungsblättern lagen. Ich hatte einen dunkelgrünen erwischt. Er war weich und biegsam wie Draht, nur die Spitze war fest. Unter Flynnns aufmerksamen Blicken legte ich den Stift zurück an Ort und Stelle. Verletzen könnte er mit dem Ding jedenfalls niemanden, und das war mit Sicherheit die Absicht dahinter.

Gerade als ich meinen Mund öffnete, um das heutige Gespräch zu beginnen, kam mir Flynnns Stimme zuvor.

»Also gut, June, wo sind wir das letzte Mal stehen geblieben?«

Ich wünschte mir, dass der Stift doch eine harte Spitze hätte. Dann hätte ich ihn postwendend zu einem Pfeil umfunktioniert und in seine Richtung gefeuert.

»Ach, richtig«, beendete er seinen vorgetäuschten Denkprozess. »Du wolltest mir von dem zerrütteten Verhältnis zu deiner Mutter erzählen.«

Ganz dem Anschein nach hatte Flynn heute Morgen statt dem Vitaminbrei einen Clown gefrühstückt.

Doch mir fiel noch etwas auf. Kaum waren die Kameras aus, nannte er mich June. Hatte er einkalkuliert, meinen Zweitnamen nicht auszusprechen, solange die Überwachung aktiv war? Oder war es Zufall gewesen? Ahnte er, dass ich unseren Dialog nicht in das Protokoll aufgenommen hatte? Ich wusste nicht, welche Variante ich besser finden sollte.

»Ihr Humor glänzt heute in vollen Zügen, wie ich sehe«, sagte ich. »Kann ich daraus schließen, dass es Ihnen gut geht?«

»Mir geht es blendend.«

Er hatte mir niemals ehrlich auf diese Frage geantwortet, aber der Kontrast zu seiner Erscheinung fiel weniger stark aus als noch vor einigen Wochen.

»Ob *blendend* zutrifft, lasse ich mal außen vor«, sagte ich. »Mir fällt allerdings auf, dass Sie in letzter Zeit gesünder aussehen. Das nehme ich positiv zur Kenntnis.«

Von Flynn durfte ich mich nie täuschen lassen. Vielleicht ging es ihm lediglich gut genug,

die Fassade besser aufrechtzuerhalten, und innerlich lag alles so brach wie zuvor. Zumindest war das meine Vermutung, und bei der musste ich bleiben, denn Flynn trug zur Aufklärung nicht bei.

Während ich vergeblich auf eine Reaktion von ihm wartete, landete mein Blick auf dem Bildschirm. Ein nordisches Meer mit leichter Wellenbewegung war zu sehen, eingebettet in ein hellsandiges Ufer mit hohen Grashalmen. Dahinter leuchtete der Himmel in den orangeroten Farben des Sonnenuntergangs. Ich musste an Bridget denken und all die Sonnenuntergänge, die wir uns gemeinsam angesehen hatten.

Seit des Termins im Haus des Kinderwunsches war es schwer für mich geworden, genauso weiterzumachen wie bisher. Alles hatte sich verändert und gleichzeitig nichts. Möglicherweise war Bridget schwanger, möglicherweise stand uns bald ein großes Drama bevor. Ich hätte nicht gedacht, dass mir die Ungewissheit so sehr zusetzen würde. Und ich hatte definitiv unterschätzt, wie oft ich plötzlich wieder an meine eigene Mutter denken musste, an die Probleme mit ihr, an ihren letzten Wunsch und an den Nationalpark. Mehrmals am Tag fragte ich mich, ob sie damals, bei ihrer eigenen Befruchtung – genau wie ich – die Eizelle gesehen hatte. Ob sie mich in so frühem Stadium kennengelernt hatte. Und falls ja, warum sie das so dermaßen kaltlassen konnte.

»Es hat mir gefallen, letztes Mal über dich zu sprechen.«

Flynns Stimme holte mich zurück in die Gegenwart. Ich nahm das Klemmbrett zur Hand und machte mich schreibbereit. »Das glaube ich Ihnen«, sagte ich. »Auf diese Weise konnten Sie wunderbar von sich selbst ablenken. Machen Sie sich keine Hoffnung auf eine Wiederholung.«

»Warst du deswegen sechs Tage nicht mehr hier? Hat es dich verfolgt, dass du mir von dir erzählt hast?«

Manchmal kam es mir vor, als wäre Flynn ein Detektiv und ich seine Klientin, der alle Schandtaten auf der Nase geschrieben standen. Oder aber mein Verhalten war viel leichter zu durchschauen, als es mir lieb war.

»Nein, damit hatte es nichts zu tun. Ich bereue es natürlich trotzdem, allein schon deshalb, weil Sie mich mit meinem Zweitnamen ansprechen.«

»Du warst also rein zufällig so lange nicht hier? Das glaube ich dir nicht, June.«

Mich herauszufordern, bereitete ihm eine derart perfide Freude, dass ich hilflos zurückblieb, wie ich meinen Fehler jemals ungeschehen machen könnte. Flynn zog unser Verhältnis auf eine persönliche Ebene und ich fragte mich, wieso ich unfähig war, mich daraus zu befreien.

»Das müssen Sie wohl oder übel, denn so ist es. Ob Sie sich das vorstellen können oder nicht, die Arbeit im Labor ist nicht die einzige Tätigkeit, der ich nachgehe.«

Zum Beispiel stellte ich zwischendurch noch Anträge auf Schwangerschaft und ließ meine Eizelle befruchten – und weitere Nebensächlichkeiten.

»Weswegen fällt es dir so schwer, ehrlich zu mir zu sein?«

Je mehr er sagte, desto mehr wurde mir bewusst, warum ich die Auszeit dringend gebraucht hatte, und wie wenig sie mir geholfen hatte.

»Ich *bin* ehrlich zu Ihnen«, entgegnete ich. »So, und jetzt lassen Sie uns tun, was wir tun müssen, nämlich über Sie sprechen.«

»Und mit welchem Thema willst du mich dieses Mal quälen? Lass mich raten ... Ruinenstädte?«

»Dazu habe ich tatsächlich noch offene Fragen. Aber ich dachte – oder vielmehr wünsche

ich mir –, wir tasten uns heute an ein ernsteres Thema heran.«

»Wenn du damit meine Mutter meinst – vergiss es.«

»Und warum muss ich das vergessen?«

»Ich rede erst über meine Mutter, wenn ihr meine zweite Bedingung erfüllt habt.«

Ich zog die Stirn kraus. »Sie stellen ganz schön viele Bedingungen rund um Ihre Bedingungen.«

»Ich habe keine andere Wahl. Ihr werdet mir den Besuch nach draußen sonst niemals ermöglichen.«

Seine Worte klangen konsequent, trotzdem wollte ich sie nicht kampflos akzeptieren. Dass er nicht über seine Mutter redete, stimmte nämlich nur zur Hälfte, denn indirekt hatte er das schon mehrmals getan. Und ich hatte die leise Hoffnung, das würde sich heute wiederholen.

»Ich möchte Sie nichts Konkretes zu Ihrer Mutter fragen. Zumindest noch nicht. Ich würde gerne mit Ihnen über den Tag sprechen, an dem Sie beide aufgegriffen wurden. Vor allem würde mich interessieren, wie es dazu kam.«

Immer wenn er bei mir am Tisch gegessen hatte, hatte mir die unkontrollierbare Nähe zu ihm Unbehagen bereitet. Aber auch die Entfernung war alles andere als perfekt, denn sie barg den Nachteil, dass ich mir nicht sicher war, ob mir manche seiner Gefühlsregungen entgingen. In diesem Augenblick wirkte seine Miene glatt, fast schon reglos aus der Distanz. Die Zeit, die bis zu seiner Antwort verstrich, ließ mich allerdings an seiner angeblichen Gleichgültigkeit zweifeln.

»Darüber möchte ich nicht reden.«

»Das ist mir klar«, sagte ich. »Erklären Sie mir auch, warum Sie das nicht möchten?«

»Kannst du dir das nicht denken? Es war ein schrecklicher Tag, zufrieden?«

Sein Tonfall war viel zu ruhig und abgeklärt, als dass er zum Inhalt seiner Worte passen würde.

Je offensiver ich vorgehen würde, desto weniger könnte er mich in die Defensive bringen und die persönliche Nähe aufrechterhalten. Zumindest war das ein Ansatz, den ich ausprobieren wollte.

»Wir könnten den Tag gemeinsam aufarbeiten. Dieses Ereignis hat Ihr Leben verändert und Sie haben niemals mit jemandem darüber gesprochen. Wenn ich ehrlich bin, weiß ich manchmal nicht, wie Sie das alles geschafft haben. Sie müssen eine starke Persönlichkeit besitzen, um daran nicht zerbrochen zu sein.«

Er fuhr mit dem rechten Zeigefinger über den Einband des Buches. »Vielleicht bin ich ja daran zerbrochen?«

Langsam schüttelte ich den Kopf. »Nein, das sind Sie nicht.«

»Was macht dich so sicher?«

»Das schließe ich aus der Art und Weise, wie Sie sich geben. Sie sind widerspenstig, kämpferisch, unbeugsam, stur, redegewandt, provokant und machen sich interessant. Sie sind verwundet, sehr sogar, aber wären Sie innerlich gebrochen, besäßen Sie all diese Eigenschaften nicht.«

Für eine Weile ließ er mein Gesagtes auf sich wirken. »Ist das deine Meinung über mich? Wenn du an mich denkst, geht dir durch den Kopf, ich wäre widerspenstig, kämpferisch, unbeugsam, stur, redegewandt, provokant und mache mich interessant?«

Die Situation ließ es eigentlich nicht zu und mein Verstand gleich zweimal nicht, trotzdem fiel es mir schwer, meine Mundwinkel nicht nach oben zucken zu lassen.

»Missfällt Ihnen diese Beschreibung?«

»Ich bin unsicher«, sagte er. »Du hättest auch sagen können, ich *wäre* interessant. Stattdessen sagst du, ich *make* mich interessant. Dazwischen liegt ein großer Unterschied. Das klingt, als würde ich einem Kalkül folgen.«

Die Wahrheit war, dass alle Männer einem Kalkül folgten – das hatten meine langjährigen Studien gezeigt. Flynn war jedoch bekannt dafür, dass er nicht einsehen wollte, was Studien über das männliche Geschlecht ergaben, gleichgültig wie fundiert sie auch waren.

»Entweder du hältst mich also für berechnend«, sprach er weiter, »oder du willst nicht zugeben, dass du mich interessant findest. Möchtest du wissen, was ich über dich denke?«

Die Reaktion kam blitzschnell aus meinem Mund. »Nein.«

Nun war er derjenige, der ein dezentes Schmunzeln auf den Lippen trug. »Die Antwort passt perfekt zu dem, was ich über dich denke.«

Sein Vorhaben, mich herauszufordern, scheiterte kläglich. Zumindest versuchte ich, ihm genau diesen Eindruck zu vermitteln. Um Desinteresse bemüht, lehnte ich mich zurück und überflog die Stichpunkte, die ich mir für heute gemacht hatte. Ich durfte mich nicht ständig von ihm aus dem Konzept bringen lassen. Es war wichtig, den Faden zum eigentlichen Gesprächsthema wiederaufzunehmen und die Hintergründe seiner Gefangennahme in Erfahrung zu bringen. Zusammen mit seiner Mutter hatte er sich viele Jahre erfolgreich versteckt. Was war an diesem einen Tag schiefgelaufen?

Weil nicht nur Flynn detektivisch vorgehen konnte, sondern auch ich, wählte ich einen geschickteren Weg, mich an das Thema heranzutasten.

»Die Narbe in Ihrem Gesicht«, sagte ich und ließ mir Zeit, bevor ich den Satz vervollständigte. »Haben Sie die von dem Tag, an dem Sie aufgegriffen wurden?«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich habe recht, oder?«

»Bedauere, June, aber das hast du nicht.«

Es kostete mich viel Kraft, mich auf den Inhalt seiner Worte zu konzentrieren und die Tatsache zu ignorieren, dass er mich erneut mit meinem zweiten Vornamen angesprochen hatte. Verdammt viel Kraft.

»Wirklich nicht?«

»Denkst du, ich lüge? Die Narbe hat mit diesem Tag überhaupt nichts zu tun.«

Offenbar waren meine detektivischen Fähigkeiten schlechter ausgeprägt als gedacht. Flynn wirkte aufrichtig, und ich fragte mich, warum ich einen Zusammenhang zwischen der Festnahme und der Narbe angenommen hatte. Irgendwie hatte sich mein Kopf eine Verbindung herbei fantasiert.

»Dr. Hayes?«, ertönte es aus dem Funkgerät.

Ich erschreckte mich leicht. Auch wenn wir den Zeitraum der Nachfragen gestreckt hatten, blieben sie weiterhin ein Störfaktor. Die Gewährleistung meiner Sicherheit war mir allerdings wichtiger.

Ich nahm das Funkgerät zur Hand. »*Mir geht es gut. Die Situation ist entspannt.*«

»Verstanden«, bestätigte Dr. Kumar.

Als ich es auf den Tisch legte und an den weißen Würfel zurückdachte, wurde mir bewusst, dass es mir nicht nur an Überzeugung, sondern auch an Kaltblütigkeit fehlte, die das Einsetzen einer heimlichen Kamera erfordern würde. Ich hätte bei Gesprächen stets die Spionagetechnik im Hinterkopf und würde mich schuldig fühlen. blieb mir nur zu hoffen, dass die Professorin an ihrer Entscheidung festhielt und weiterhin davon absah.

»Deine Kolleginnen sind jetzt wahrscheinlich schockiert, dass ich dich immer noch nicht umgebracht habe«, sagte er. »Führt ihr schon wissenschaftliche Studien darüber, was mit mir nicht stimmt? Ob mein *unkontrollierbares Aggressionspotential* eine Fehlfunktion hat? Warum tötet er sie nicht, wenn er doch eigentlich ein genetisch bedingter Mörder ist? Wie kann das bloß sein?«

Ich seufzte. »Was wäre nur ein Termin, bei dem Sie mir Ihre Süffisanz ersparen? Ich verrate es Ihnen: Ein verdammt angenehmer Termin.«

Wenn ich an die Gespräche mit der Professorin dachte, bei denen wir genau jene Fragen gewälzt hatten, fühlte ich mich gleichermaßen ertappt wie provoziert. Ich gab mir Mühe, mir das nicht anmerken zu lassen.

»Wärest du diejenige, die grundlos wie ein Gewaltverbrecher behandelt wird, fiel deine Reaktion genauso aus.«

Zwischen uns lag jedoch ein triftiger Unterschied: Ich war eine Frau.

»Darf ich Ihnen einen Tipp geben? Nehmen Sie die Nachfrage der Kolleginnen nicht jedes Mal so persönlich.«

»Solange ich *persönlich* hier eingesperrt bin, werde ich auch alle vermeintlichen Rechtfertigungen dafür persönlich nehmen.«

Womit wir wieder beim Thema Akzeptanz wären. Flynn könnte es so viel einfacher haben, wenn er endlich begreifen würde, dass wir uns lediglich auf Fakten beriefen und uns keine wüsten, haltlosen Theorien aus den Fingern sogen.

Um die Debatte auszuschleichen, machte ich Notizen auf dem Klemmbrett und ließ Ruhe einkehren. Als ich glaubte, dieser Zustand wäre eingetreten, kehrte ich zu dem Punkt zurück, an dem wir vor der Unterbrechung stehen geblieben waren.

»Woher haben Sie die Narbe dann, wenn Sie nicht von der Festnahme stammt?«

Offenbar ging die Frage nicht zu tief, nur so konnte ich mir erklären, dass er sich schwerfällig zu einer Antwort durchrang.

»Es war ein unspektakulärer Kletterunfall. Nicht mehr und nicht weniger.«

Die Narbe hatte eine Länge von bestimmt neun Zentimetern. Allzu unspektakulär konnte der Unfall nicht gewesen sein.

»Wie alt waren Sie, als der Unfall passierte?«

»Ich war zehn.«

Immerhin hatte mein Gefühl dahingehend gestimmt, dass er sich die Verletzung nicht erst in der Gefangenschaft zugezogen hatte.

»Und wie ist dieser Unfall passiert? Wohin wollten Sie klettern?«

Er sah mich an und ließ mich spüren, dass er keine Lust auf dieses Thema hatte. »Auf einen Baum. Einen sehr hohen Baum.«

»Was wollten Sie da oben?«

»Ausschau halten.«

»Wonach?«

»Wie weit es bis zur nächsten Stadt ist. Wir waren in Wäldern unterwegs, schon viele Wochen. Meine Mutter hat noch geschlafen und mir war langweilig.«

Ich sah ihn im Kindesalter vor mir, wie er in der morgendlichen Dämmerung ganz oben in der taubedeckten Baumkrone herumtunkte, und bekam ein mulmiges Gefühl. Ohne dass ich es wollte, musste ich an meine zukünftige Tochter denken, und fragte mich, auf welche dumme Ideen sie alles käme, wenn ich sie nur eine Sekunde aus den Augen lassen würde. Die Gelassenheit zu erlangen, als Mutter auch mal die ein oder andere Schramme des Kindes

für die Entwicklung der Persönlichkeit in Kauf zu nehmen, war bestimmt ein hartes Stück Arbeit, das auf Bridget und mich zukommen würde.

»Und dann sind Sie abgerutscht?«

»Ich weiß nicht genau, wie es passiert ist. Wahrscheinlich war der Ast instabil oder die Rinde schmierig. Jedenfalls bin ich plötzlich weggerutscht und kam auf die blöde und gleichzeitig kluge Idee, mein Gesicht als Bremse zu nutzen.«

Was daran blöd gewesen war, war unverkennbar als Makel auf seiner Haut zu erkennen.
»Und was war daran klug?«

»Es hat mir vermutlich das Leben gerettet. Hätte ich nicht alles dafür getan, mich festzuhalten, ich wäre bis zum Boden gestürzt.«

Ich versuchte, mir vorzustellen, wie er sich, zwischen Leben und Tod schwebend, mit den Armen um den Stamm klammerte und mit dem Gesicht die Rinde entlangschrammte.

»Haben Sie noch mehr Narben von dem Sturz?«

»Ich habe sehr viele Narben.«

»Welche und wo?«

Seine Stirn legte sich in Falten. »Soll ich mich ausziehen, June?«

»Nein, das sollen Sie nicht.« Irritiert über sein – wenn auch sarkastisches – Angebot, räusperte ich mich und entschied mich für eine andere Frage.

»Wie hat Ihre Mutter reagiert?«

»Hast du vergessen, was ich vorhin gesagt habe?«

»Das würde ich niemals tun. Ich frage das nicht, um etwas über Ihre Mutter zu erfahren. Mir geht es um die Situation. Sie muss sich fürchterlich erschreckt haben.«

»Natürlich hat sie sich erschreckt. Sie ist aufgewacht von meinem Schrei und war stinksauer, weil ich unvorsichtig war.«

Das war definitiv nicht die Weise, wie ich reagieren würde, wenn meiner Tochter etwas Vergleichbares passieren würde. »Warum war sie sauer?«

Er betrachtete mich, als müsste er sich überlegen, wie er mir auf simplen Weg eine andere Welt erklären könnte, die ich selbst nie kennengelernt hatte. »Weil wir keine ärztliche Versorgung besaßen. Jede Verletzung hätte tödlich sein können. Und die in meinem Gesicht wäre es auch fast geworden.«

Ich spürte die Last von Verantwortung, die auf den Schultern seiner Mutter gelegen haben musste. Dagegen war es eine Leichtigkeit, ein Kind unter normalen Umständen großzuziehen, und ich schämte mich fast, dass mir genau das in der Theorie trotzdem so viele Schwierigkeiten bereitete. Es war eine Meisterleistung von Flynns Mutter gewesen, ihn so lange durchzubringen.

»Was geschah mit der Verletzung?«

»Die Wunde hat sich entzündet. Ich habe eine Blutvergiftung bekommen.«

Das hatte ich aufgrund seiner Andeutung bereits befürchtet. Eine Blutvergiftung war kurierbar, vorausgesetzt, sie wurde rechtzeitig erkannt und medizinisch behandelt. Ohne eine Versorgung war der Verlauf tödlich.

»Wie konnten Sie das überleben?«

Er zuckte mit den Schultern. »Die heilige Mutter Natur ist mir als Geist erschienen, hat den Finger auf die Wunde gelegt und gesagt: Du armer Junge, wirst grundlos verfolgt und musstest genug durchmachen. Hiermit bist du wieder gesund.«

Hätte jemand wie Abigail so etwas erzählt, wäre ich davon ausgegangen, dass sie diesen Mist tatsächlich selbst glaubte. Da die Worte aber aus Flynns Mund kamen, konnte ich nur

die Augen verdrehen.

»Vielleicht hätte Ihnen Mutter Natur besser den Finger auf den Kopf gelegt, um Ihr Oberstübchen zu heilen«, sagte ich.

»Mein Oberstübchen erfreut sich bester Gesundheit. Bei euch dagegen bin ich mir nicht sicher. Ihr seid diejenigen mit dem esoterischen Hokuspokus-Quatsch und anderen verrückten Ansichten.«

Am liebsten hätte ich seinem ersten Punkt widersprochen, aber Flynns Behauptung ließ sich nicht leugnen. Esoterischer Hokuspokus-Quatsch verbreitete sich unaufhaltsam in der Bevölkerung und ging mir genauso auf die Nerven wie ihm.

»Jedenfalls war das ein netter Versuch von Ihnen, meine Frage zu umschiffen«, kehrte ich zum Thema zurück. »Und woran hat es wirklich gelegen, dass Sie die Blutvergiftung überlebt haben?«

Sein Blick schweifte über die roten Schriftzüge der Kameras, als müsste er sich ins Gedächtnis rufen, warum er dem Verhör nicht ausweichen konnte, egal wie gerne er das würde.

»Die Symptome sind schlimmer geworden«, sagte er schließlich. »Meine Mutter hat sich auf den Weg in die nächste Stadt gemacht und ist nachts in eine Apotheke eingebrochen, um Medikamente zu besorgen.«

Wenn ich bedachte, was ein solcher Einbruch bedeutete, war das gewiss kein Spaziergang gewesen.

»Ihre Mutter hat Sie allein zurückgelassen?«, fragte ich. »Wie lange war sie weg?«

»Zwei Tage. Ich erinnere mich aber nicht an ihre Rückkehr.«

»Warum nicht?«

»Ich hatte hohes Fieber und lag im Delirium. Sie kehrte buchstäblich in letzter Sekunde zurück.«

Irgendwo, mitten im Wald, hatte er als schwerkrankes Kind gelegen, und niemand hatte davon gewusst oder war ihm zur Hilfe geeilt, außer seiner Mutter. Natürlich war er ein männliches Kind gewesen, aber trotzdem ein Kind.

»Und dann?«

Er hob die Schultern. »Sie hat mir das Medikament gegeben, ich habe ein paar Tage geschlafen, und irgendwann bin ich aufgewacht.«

»Die Antibiose hat also angeschlagen.«

»Ganz offensichtlich, sonst wäre ich nicht hier und du könntest mir keine Löcher in den Bauch fragen.«

Wenn ich mir vorstellte, er wäre daran verstorben, würde ich das als großen Verlust bezeichnen. Auf unerklärliche Weise fand ich es gut, dass Flynn und ich uns begegnet waren.

»Ihr Gesicht muss schlimm ausgesehen haben«, vermutete ich.

»Es hat sich zumindest schlimm angefühlt. Spiegel sind auf der Flucht leider Mangelware, unwissende June.«

Ich war wirklich bemüht, mich in Flynns Vergangenheit hineinzusetzen, erwischte mich aber immer wieder dabei, wie ich Selbstverständlichkeiten voraussetzte, die in Wahrheit keine waren.

»Was ist mit Ihrem Sehvermögen?«, fragte ich und betrachtete sein Gesicht. »Die Narbe geht direkt am Auge vorbei. Ist es nicht in Mitleidenschaft gezogen worden?«

»Ich war für mehrere Wochen blind auf dem Auge. Meine Mutter dachte, es würde für

immer so bleiben. Sie hat sich getäuscht, nach einer Weile kam das Sehvermögen zurück.«

Flynn hatte unbändiges Glück gehabt und ich war mir nicht sicher, ob er sich darüber bewusst war. Solange ich ihn ansah, fragte ich mich, ob er sein Entrinnen vom Tod als Gewinn oder Schaden wertete. Immerhin wäre ihm, wenn er verstorben wäre, ein Leben in der Gefangenschaft erspart geblieben. Irgendetwas hielt mich jedoch davon ab, die Frage auszusprechen. Vermutlich meine Angst vor der Antwort.

»Ihre Mutter muss sehr erleichtert gewesen sein«, sagte ich stattdessen.

»Natürlich war sie das.«

»Wie hat sich das gezeigt?«

»Wie sich so was eben zeigt.«

»Geht das auch genauer?«

»Nein.«

»Es wäre nur eine Momentaufnahme. Ich wüsste trotzdem nichts über Ihre Mutter.«

»Ich erzähle dir bereits mehr von ihr, als ich es eigentlich will.«

»Darf ich mutmaßen, warum Sie das tun? Insgeheim wollen Sie doch über sie sprechen. Über verstorbene Menschen zu reden, hält sie lebendig.«

Diese Theorie hielt er für fadenscheinig. »Ich glaube eher, dass du ein perfides Geschick besitzt, mich zum Reden zu bringen.«

Ein bisschen machte es mich stolz, was er sagte. »Vielleicht ist es eine Mischung aus beidem?«

In der Stille, die daraufhin einkehrte, wünschte ich mir, er würde mir mehr von seiner Mutter erzählen. Leider tat er es nicht.

Um nichts zu vergessen, nutzte ich die Pause, um die nötigen Notizen auf dem Klemmbrett zu machen. Immer wenn ich das Wort »Mutter« schrieb, musste ich an Bridget und die Eizelle denken. Gestern Abend, als wir zusammen im Bett gelegen und gekuschelt hatten, hatte sie die Eizelle liebevoll als ihr kleines Bläschen bezeichnet und sich über den Bauch gestreichelt. Bridget war sich felsenfest sicher, schwanger zu sein. So sicher, dass ich langsam fast selbst daran glaubte.

Flynn erforderte meine ganze Konzentration, doch heute erwischte ich meine Gedanken ständig beim Abdriften. Ich hatte Fragen an ihn, die nichts mit seiner Vergangenheit zu tun hatten, sondern mit meiner Zukunft. Es war ein Thema, das hier nichts zu suchen hatte, und bislang hatte mir der Mut gefehlt, es anzusprechen. Wenn ich ehrlich war, fehlte mir der Mut nach wie vor, aber der Drang nach Gewissheit überwog alles andere.

»Darf ich Sie etwas Indiskretes fragen, Flynn? Es hat nichts mit Ihrer Mutter zu tun.«

Der letzte Satz schien ausschlaggebend für ihn zu sein. »Hast du mich je etwas Diskretes gefragt, June?«

Schon wieder der Name. Jedes Mal, wenn er ihn nannte, durchfuhr mich ein Stechen in den Muskeln und es war, als würde ich die Stimme meiner Mutter hören.

»Am laufenden Band.«

Er belächelte das und war gegenteiliger Meinung. »Na gut, was möchtest du wissen? Ich entscheide dann, ob ich antworte.«

»Okay«, sagte ich und brauchte eine Weile, bis ich die Worte tatsächlich über die Lippen bekam.

»Sind Sie Samenspender, Flynn?«

Trotz der Distanz war nicht zu übersehen, wie sehr ich ihn überrascht hatte.

»Diese Art von Indiskretion meinst du also«, sagte er. »Interessant. Warum fragst du

mich das?«

Ich hob die Schultern.

»Nun ja«, sagte er. »Ich wundere mich. Das Labor sollte das doch eigentlich wissen, oder nicht?«

»Ich frage nicht wegen des Labors, sondern ...« Ich brach ab und suchte nach einer plausibel klingenden Erklärung. Noch ehe ich sie fand, vervollständigte Flynn meinen Satz.

»Sondern aus *persönlichem Interesse*.«

Es war höchste Zeit für einen Rettungsversuch. »Ich kann mir eben schlecht vorstellen, dass Sie Ihren Samen freiwillig spenden. Das würde nicht zu Ihnen passen. Und doch sind Sie Teil des aktiven Bereichs im Labor ... Wären Sie also so nett und würden mir dieses Rätsel lösen?«

Zu meinem Leidwesen trug Flynn nicht kooperativ zu meinem Rettungsversuch bei. »Du hast also ein persönliches Interesse an indiskreten Themen, die mich betreffen. Soso. Willst du mir noch mehr beichten, June?«

»Wollen Sie vielleicht einfach die Frage beantworten?«

»Das muss dir ja ganz schön unter den Nägeln brennen.«

»Okay, es war blöd von mir, Ihnen diese Frage zu stellen. Vergessen wir es und machen dort weiter, wo wir aufgehört haben.« Ich nahm das Klemmbrett zur Hand und überflog die Stichpunkte. Noch bevor ich bei dem letzten angelangt war, lenkte Flynn meine Aufmerksamkeit wieder auf sich.

»Na gut, meinetwegen ... Um deine Neugier zu stillen: Ja, bin ich.«

Ich sah über die obere Kante des Klemmbretts hinweg zu ihm. »Wirklich?«

Er nickte.

Was hätte ich dafür gegeben, in diesem Moment seine Gedanken lesen zu können. Das blieb mir leider verwehrt, stattdessen rauschten mir meine auf die Zunge.

»Und wie läuft so was ab?«

»So langsam mache ich mir Sorgen um dein persönliches Interesse an mir«, sagte er.

»Vielleicht sollten sie dir ein Armband anlegen und mir die Fernbedienung geben.«

Das Leben war zu kurz, um auf jede Provokation einzugehen. »Es interessiert mich, weil ich es mir nicht vorstellen kann. Ich meine, werden Sie gezwungen? Oder ist es gewaltfrei und Sie machen das freiwillig? Klopfen Kolleginnen an Ihre Tür und dann reichen Sie einen vollen Becher hinaus? Wie geht das vonstatten?«

Nicht nur mir war das Thema unangenehm, auch er wirkte deutlich weniger souverän als sonst. »Nein, auf diese Weise läuft es nicht ab.«

»Sondern?«

Für eine Weile hallte meine Frage durch den Raum und blieb unbeantwortet. Schließlich atmete er schwerfällig aus. »Es funktioniert mit einem Gerät.«

»Ein Gerät?«, fragte ich. »Was für ein Gerät?«

»Soll ich es dir jetzt beschreiben, oder was?«

Ich nickte. Genau das sollte er tun. Am besten so detailliert wie möglich.

Mit der Hand fuhr er seinen Unterarm entlang und betrachtete mich unschlüssig.

»Kommen Sie schon, Flynn. Wir sind erwachsen. Warum zieren Sie sich so?«

»Ich ziere mich?«

Abermals nickte ich und brachte ihn augenscheinlich in einen Zwiespalt. Er wollte nicht genauer darauf eingehen und gleichzeitig auch nicht in der Rolle der sich zierenden Person stecken. »Wenn es dich glücklich macht ... Das Gerät ist schwarz, rund, länglich und hat in

der Mitte eine Öffnung für ... Nun ja.«

Ein Bild formte sich vor meinen Augen zusammen, das noch zu verpixelt war, um es in Gänze zu erkennen. »Sie stülpen sich das Gerät also über?«

Es wirkte, als hätte er sich selbst auf andere Weise ausgedrückt und hätte Schwierigkeiten damit, meine Wortwahl hinzunehmen. Schließlich nickte er notgedrungen.

»Und dann?«

Er seufzte. »Dann vibriert das Gerät und es fühlt sich gut an. Irgendwann fühlt es sich richtig gut an und die Spende landet in der hinteren Kammer des Geräts. Wenn das grüne Licht blinkt und der Vorgang abgeschlossen ist, holen sie es ab.«

Ich war so sehr mit meiner geistigen Vorstellungskraft beschäftigt, dass ich Flynn lange und gebannt ansah. Er schob sich also ein Gerät über das Geschlechtsteil. Als meine Fantasie sich nicht nur das Gerät ausmalte, sondern auch das Geschlechtsteil, kam ich zu dem Schluss, dass ich die Bilder besser schnell wieder verdrängen sollte.

»Wo passiert das? Hier in diesem Raum?«

Er nickte.

»Stören die Kameras dabei nicht?«

Immerhin mussten es sehr intime Momente für ihn sein, genau wie unsere Gespräche.

»Die stören bei allem – jeden Tag und jede Sekunde. Ich ziehe mir die Decke über den Kopf.«

Was er sagte, machte meine Verwunderung über seine Bereitschaft zur Samenspende nicht kleiner.

»Warum geben Sie Ihre Spende ab?«

Er hob die Schultern. »Das Gerät macht schöne Gefühle.«

»Allein deshalb?«, fragte ich.

Ich konnte es kaum glauben. Natürlich wusste ich, dass das männliche Geschlecht deutlich einfacher gestrickt war als wir, aber dass Flynn für ein bisschen sexuelle Stimulierung sogar seine Prinzipien über den Haufen warf, überraschte mich dann doch. Zumindest einerseits. Denn andererseits wurde mir klar, dass es bis auf diese keine andere sexuelle Stimulierung in seinem Leben gab. Sonst blieb ihm nur die Tuchföhlung mit sich selbst, und die war mit stetiger Überwachung sicher kein Hochgenuss. Es war irgendwie traurig, wenn ich darüber nachdachte, dass Flynn keine körperliche Nähe und Intimität mit einem anderen Menschen erleben konnte. Mir würde das an seiner Stelle sehr fehlen. Ich hätte gerne gewusst, ob er darunter litt oder ob er sich damit arrangiert hatte. Konnte man sich damit überhaupt arrangieren?

»Nein, nicht allein deshalb ... Es ist ... Ach, lassen wir das.«

»Sprechen Sie weiter«, forderte ich ihn auf.

»Vergiss es wieder.«

»Nein, bitte, fahren Sie fort. Erzählen Sie es mir, ich möchte es wissen.«

Hin- und hergerissen suchte er den Augenkontakt zu mir und brach ihn dann wieder ab. Als ich schon glaubte, seine Stimme nicht mehr zu hören, tat ich es mit Verzögerung doch.

»Auf diese Weise hinterlasse ich etwas von mir auf der Welt.«

»Sie meinen, durch Ihren Nachwuchs?«

Er nickte. »Euretwegen kann ich keine Spuren setzen. Ihr verwehrt es mir. Wenn ich sterbe, ist es, als wäre ich niemals hier gewesen. Aber durch die Samenspende bleibt etwas von mir zurück.«

Vermutlich hatte jeder Mensch dann und wann mit der Vergänglichkeit der eigenen

Existenz zu kämpfen, doch mir leuchtete ein, dass Flynn auf eine noch intensivere Weise von ihr heimgesucht wurde.

»Ist die Samenspende also eine Art Trost für Sie?«

Offenbar musste er sich diese Frage erst selbst beantworten, ehe er mich an seinen Gedanken teilhaben lassen konnte. »Es ist schön zu wissen, dass meine Kinder in Freiheit leben dürfen, wenn ich es schon nicht darf. Oder besser gesagt meine Töchter.«

Sein Blick war auf die gegenüberliegende Wand gerichtet und es wirkte, als würde er durch sie hindurchsehen, bis zu einem Punkt in weiter Ferne des Labors.

»Manchmal liege ich hier und frage mich, wie viele es wohl von ihnen gibt«, sprach er weiter. »Sie werden nie erfahren, dass ich ihr Vater bin. Und ich werde sie niemals kennenlernen.«

Es war, als hätte sich die Zusammensetzung der Luft im Raum verändert. Von Sekunde zu Sekunde wurde es schwerer, sie einzuatmen.

»Das klingt traurig und verbittert«, sagte ich.

»Ist es auch. Meine Kinder wachsen in einer Gesellschaft auf, die ihnen eintrichtert, ihr Vater wäre ein Monster. Ich kann nur dasitzen, das ertragen und ihnen niemals das Gegenteil beweisen.«

»Würden Sie das gerne? Ihre Kinder kennenlernen und ihnen das Gegenteil beweisen?«

»Was ist das für eine Frage? Natürlich würde ich das gerne. Aber ich weiß, dass es unmöglich ist. So unmöglich, dass ich es nicht mal als Bedingung gestellt habe.«

Auch wenn ich ihm am liebsten widersprochen hätte, konnte ich das nicht.

Für lange Zeit war nur das Surren der Lüftungsanlage zu hören und die Stille drückte mir auf den Brustkorb. Vielleicht verstand ich jeden Tag ein bisschen mehr, warum Flynn die Situation, in der er war, nicht akzeptieren konnte. Er war tiefgründiger, als ich es ihm zugetraut hatte. Oder es ihm zutrauen wollte. Denn die Wahrheit war, ich hatte es von Anfang an gespürt. Eigentlich war Tiefgründigkeit eine Eigenschaft, die ich bei Menschen sehr zu schätzen wusste, aber bei Flynn machte sie mir zu schaffen. Bedeutete sie doch, dass er in der Lage war, großes Leid zu empfinden.

Ich musste an die Frage denken, die er mir beim letzten Mal gestellt hatte und die mich seitdem verfolgte. Ob wir uns miteinander *angefreundet* hätten, wenn wir uns ganz normal draußen begegnet und die Umstände andere wären. Doch es war nicht nur die Frage, die mich verfolgte, sondern auch meine Antwort, die ich ihm niemals verraten würde. Sie lautete, dass ich es nicht wusste. Und dabei müsste ich es wissen, weil sie nur »Nein« lauten durfte.

»Hast du Kinder, June?«

So schwer es mir sonst fiel, Flynn einen Einblick in mein Leben zu geben, so leicht fiel es mir nun, mit dem Kopf zu schütteln.

»Warum nicht?«

»Es hat sich noch nicht ergeben.«

»Möchtest du welche?«

»Irgendwann schon.«

»Beantragst du dann einen kleinen Flynn? Oder besser gesagt eine kleine Flynnine?«

Sein linker Mundwinkel zuckte nach oben.

»Selbst wenn ich das könnte, würde ich das unter keinen Umständen tun.«

»Weswegen? Kinder von mir sind bestimmt äußerst klug.«

»Und widerspenstig, kämpferisch, unbeugsam, stur, redegewandt, provokant und machen

sich interessant ... Das würde mich als Mutter nur überfordern.«

Nun zuckte auch sein rechter Mundwinkel nach oben.

»Dr. Hayes?«, erklang die Stimme aus dem Funkgerät. »Sie überziehen wieder. Ist alles in Ordnung?«

»Alles in Ordnung. Ich komme gleich raus.«

Jetzt zu gehen, war zu vergleichen mit einem Film, den ich an der spannendsten Stelle unterbrach. Trotzdem war das Bedürfnis groß, genau das zu tun. Die angestiegene Intimität setzte mir zu und wenn ich mir vorstellte, wie sich die Gespräche ohne die Unterbrechungen weiter entwickeln würden, bekam ich Angst. Alles verselbstständigte sich. Egal wie sehr ich mich gegen die persönliche Ebene sträubte, am Ende zog Flynn mich genau dorthin. Ich hatte ihm erneut etwas aus meinem Leben verraten. Und ich hatte mich erneut auf eine Weise mit ihm unterhalten, die zwar im Kern meinen Auftrag erfüllte, doch in Wirklichkeit weit darüber hinausging. Es war besser, den Termin für heute zu beenden.

Flynn war nicht glücklich über mein Aufbrechen, weil die Zeit ohne Überwachung damit für heute ein Ende fand. Aber da war noch etwas in seinem Blick. Für ein paar Sekunden flackerte es darin auf und verschwand wie der Rauch einer Kerze, die ausgeblasen wurde. Manchmal fragte ich mich, wie er die Situation zwischen uns beiden empfand. Und dann antwortete ich mir, dass ich mir diese Frage nicht stellen sollte.

»Bis zum nächsten Mal, Flynn«, sagte ich, als ich nach der Reaktivierung der Überwachung meine Handfläche auf den Griff der Gittertür legte.

Er nickte nur, sah kurz zu dem Buch, das ich für ihn auf dem Tisch hatte liegen lassen, und widmete sich wieder seinem Zeichenblock.

Als ich Flynn's Zelle verließ, war es, als würde ich zurück in mein Leben treten. Das fühlte sich komisch an, vor allem deshalb, weil ich nicht wusste, wo ich stattdessen in den letzten fünfunddreißig Minuten gewesen war.